

von vorneherein eine ablehnende Haltung einnehmen. (Das Freisein von Eehindernissen ist wie bei allen anderen Brautleuten beim Ausfüllen des Trauungsprotokolls zu erfragen und festzuhalten.)

e) Religiöse Erziehung geistig Behinderter**

f) Behindertengerechte Bildungshäuser
Wünschenswert wäre eine Liste jener Bildungs-, Exerzitien- und Ferienhäuser, die von der Kirche betrieben werden und für Behinderte (z. B. für Rollstuhlfahrer) geeignet sind. Grundsätzlich sollte jedes Bildungshaus behindertengerecht gebaut werden.

Abschließende Gedanken

Mehr Bruder- und Partnerverständnis

Dem biblischen Verständnis des Menschen entspricht eine Einstellung, die den Behinderten nicht als lebenslanges Kind ansieht, das auf Hilfe angewiesen ist, und die ihn nicht hindert, seine (oft unvermuteten) Fähigkeiten zu entfalten und Selbständigkeit zu entwickeln.

Den Integrationsprozeß einleiten und durchhalten!

Integration ist ein nie abgeschlossener Prozeß, persönlich vollzogen in täglichen, unscheinbaren Handlungen, Gesprächen, Blicken, Gesten jedes einzelnen dem Behinderten gegenüber. Nun wäre es eine Illusion zu glauben, daß der Behinderte in alle Bereiche menschlichen Lebens gleichermaßen integriert werden kann. Er wird Kontakte mit seinesgleichen als Erfahrungsgrundlage ebenso notwendig brauchen wie Kontakte mit Nichtbehinderten. Auch der Nichtbehinderte ist nicht in alle Gruppierungen seiner Umwelt integriert. Ausschlaggebend erscheint der ungeschmälertere Zugang zu umfassender menschlicher Entfaltung. Wenn Diakonie als Grundpfeiler christlicher Gemeinde ernstgenommen wird, darf der Integrationsprozeß der Behinderten nicht ausbleiben.

** Dazu wurde im PKÖ-Text der Beitrag von A. Breitenmoser, Die religiöse Erziehung, Bildung und Betreuung geistig Behinderter, in: Schweizerische Kirchenzeitung Nr. 29–30, 465 ff vom 19. 7. 1979 abgedruckt.

Wolfgang Kumpfmüller

Zivildienst im Behindertenheim

Der folgende Bericht mag dazu beitragen, den nicht behinderten Menschen die Scheu vor einer Begegnung mit Behinderten zu nehmen. Obwohl es sich hier nicht um die Integration der Behinderten in die Gemeinde handelt, kann er doch jüngeren wie älteren Menschen in der Pfarre zeigen, wie sie auf behinderte Menschen zugehen, sich ihnen zuwenden, mit ihnen spielen, ihnen kleine Dienste leisten und einander Freude bereiten können. — Die Namen und andere nähere Hinweise sind geändert.

Ein grauer Februartag; mein erster Arbeitstag im Behindertenheim „Emmaus“ des Evangelischen Diakoniewerks in Gallneukirchen Oberösterreich. Mein Zivildienst beginnt. Etwas unsicher, weil ich nicht weiß, was mich erwartet, gehe ich auf die Neubauten auf dem Hügel zu, in denen die Behindertengruppen leben. Fast ein eigenes Dorf.

Ich habe noch nie in meinem Leben mit Behinderten zu tun gehabt. Mit zwei Jahren hatte ich zwar selbst Kinderlähmung, aber ich bin damals vollständig geheilt worden. Nach der Matura arbeitete ich zweieinhalb Jahre lang als Diözesansekretär der Katholischen Jungschar der Diözese Linz. Als die Zeit kam, wo ich zum Bundesheer einrücken sollte, bildete sich in mir eine Überzeugung, die gegen alle Gewalt sprach. Ich hatte genug davon erlebt in Schule, Familie, Freizeit. Falls mein Zivildienst genehmigt würde, wollte ich in ein Behindertenheim gehen, um diese Menschen kennenzulernen, von denen man in der Öffentlichkeit so gut wie gar nichts hört.

Im ersten Stock des Hauses „Emmaus“ befinden sich die Wohnräume der „Gelben Gruppe“, der ich zugeteilt worden bin. Eine lustige bemalte Eingangstür läßt Fröhlichkeit dahinter erahnen. Ich klopfe. Eine Frau im weißen Kittel öffnet. „Krankenhausatmosphäre“ denke ich. Doch dann sehe ich sie: Die Behinderten, mit denen

ich meine acht Zivildienstmonate verbringen würde. Erster Eindruck: Ich habe solche Menschen noch nie gesehen. Zwei von den dreizehn großen Burschen sitzen im Rollstuhl, einer grinst mich an und sagt „Griß di“. Ich grüße zurück. Die erste Brücke ist geschlagen.

Ich erfahre an diesem ersten Tag sehr viel über die einzelnen Burschen. Sie stammen aus verschiedenen Teilen Österreichs und sind zwischen 18 und 36 Jahren alt. Jedes Gruppenmitglied ist schwer- bzw. mehrfach behindert, von Sprach- über Seh- und Bewegungsstörungen bis zu schwerster geistiger Behinderung reicht die Palette. Mindestens zwei Mitarbeiter haben von 6 Uhr früh bis 19.30 Uhr abwechselnd Dienst. Auch ich werde gleich eingeteilt, obwohl ich vorerst fast nicht wage, mit einem der Burschen in Kontakt zu treten. Meine Scheu ist gewaltig. Dabei sind die Burschen sehr aufgeschlossen. Sie fragen mich nach meinem Namen, ob ich ein Auto hätte usw. Einige hüpfen, so gut sie es mit ihrer Behinderung können, durch den Spielraum. Gerhard macht das Bad unsicher und probiert, wie die Waschlappen seiner Kollegen schmecken. „Er nimmt ständig etwas in den Mund, lutscht und zerbeißt es“, erklärt mir eine Mitarbeiterin das Verhalten des 28jährigen. Wir nehmen ihm den Waschlappen, er jault kurz auf, sodann läßt er sich auf den Boden nieder und wippt mit Kopf und Unterschenkeln, während er auf dem Bauch liegt.

Mandi (22) sitzt auf einer Bank vor einem Tisch und scheint zu schlafen. „Wir spielen nun mit Wolfgang“, erklärt ihm die Mitarbeiterin. Worauf Mandi, offensichtlich desinteressiert, ein „jaa“ hervorbringt. Das Puzzlespiel, das ihm die Mitarbeiterin vorlegt, scheint ihm aber gar nicht zu gefallen; wiederholt brüllt er ein „nein“ in den Raum. Als schließlich die Mitarbeiterin kurz vom Tisch weggeht, hat er offenbar seine Chance erkannt. Er brüllt und packt mich an beiden Händen so schnell, daß ich mich vor Schreck nicht bewegen kann. Im selben Augenblick befreit mich aber auch schon die Mitarbeiterin mit einem kleinen Trick. Mandi läßt sofort mei-

ne Hände los. Er brüllt noch ein bißchen, dann ist er wieder ruhig. Ansonsten ist mein erster Tag in der „Gelben Gruppe“ relativ ruhig verlaufen, ich kam lediglich am nächsten Morgen mit etwas Angst in die Gruppe. Mein Vortagserlebnis mit Mandi war mir noch in lebhafter Erinnerung. In den ersten zwei Monaten meiner Tätigkeit lerne ich ein bißchen die Hintergründe kennen, warum die einzelnen Burschen behindert sind. Meist sind es angeborene Störungen. Einzelne trugen ihre Behinderung von einer Kinderkrankheit oder einem Unfall davon.

Ich lerne, mit den Burschen geeignete Spiele zu spielen; Roland das Essen einzugeben; den 30jährigen Hubert bis zu achtmal am Tag zu wickeln; mit drei Lese- und Zuhörfähigen eine Gutenachtgeschichte zu lesen, ein Gebet zu sprechen oder zu singen; die Burschen zu baden und ihnen beim Waschen und Anziehen behilflich zu sein; sie zum Selberspielen anzuregen und schließlich Mandis Anfälle richtig einzuschätzen und etwas dagegen zu unternehmen.

Ich merke auch, wie „raffiniert“ manche Burschen sein können. Z. B. Karli, ein Mongoloide: Er badet leidenschaftlich gern. Einmal glaubte er, den richtigen Weg gefunden zu haben, um dieses Ziel zu erreichen. Er „füllte die Hose an“ und stellte sich dann mitten in den Gemeinschaftsraum, damit wir Mitarbeiter ihn ja nicht übersehen. Wir wußten allerdings von Karli's Leidenschaft und beschlossen, ihn nicht sofort zu baden, sondern vorerst ein Weilchen mit der „duftenden“ Hose im Winkel stehen zu lassen. Nachdem er schließlich aber doch frisch gewaschen und angezogen worden war, wiederholte er sein „Spiel“ binnen weniger Minuten. Mit solchen und ähnlichen Ereignissen wurden meine Erziehungsfähigkeiten und vor allem meine Geduld oft strapaziert und geprüft. Ich habe sehr oft nicht bestanden. Vor allem in der ersten Zeit fehlte es mir an Geduld und Verständnis mit den Burschen.

Vier Monate sind rasch vergangen. Der Sommer bringt viel Angenehmes mit sich. An heißen Tagen ist natürlich das heim-eigene Freibad der größte Anziehungspunkt. Herbert tut sich im nassen Element

besonders hervor: Ist er sonst ruhig und kaum zu Spielen und sportlichen Betätigungen zu bewegen, so engagiert er sich nun als Bespritzer derer, die eher zurückhaltend vor dem Wasserbecken stehen. Wenn er es vielleicht auch als Einladung ins Wasser meint, so erfüllt diese Aktion doch den gegenteiligen Zweck: Die Wasserscheuen werden noch ängstlicher als zuvor. Es gelingt aber schließlich, Herberts Spritzerei zu beenden und sinnvollere Wasserspiele zu erproben.

Im Sommer gibt es auch Ausflüge für unsere Gruppe. Für die meisten Burschen werden diese oft kleinen Entdeckungsreisen zu Erlebnissen, mit denen sie wochenlang nachher noch ihre Kollegen in der Beschäftigungstherapie unterhalten. In der „Gelben Gruppe“ bin ich der einzige, der ein Auto besitzt. Also muß mein Fahrzeug für einige Touren erhalten. Einmal fahren drei Burschen, zwei Mitarbeiter, meine Frau und ich zum Welsler Volksfest. Dort angekommen, werden so manche Hallen von den Burschen mit großem Interesse begutachtet. Es wird ausprobiert, wie sich's auf einem großen Mähdrescher sitzt usw. Die Hauptattraktion des Ausflugs ist aber zweifelsohne der Vergnügungspark: das Riesenrad, ein Autodrom und eine „Schaukelmaschine“ werden in Beschlag genommen. Das Ganze macht uns allen, nicht nur unseren Burschen, großen Spaß. Und es macht ihnen überhaupt nichts aus, daß manche Leute angesichts ihrer Behinderung ein bißchen schief dreinschauen.

In den letzten Monaten meiner Tätigkeit bekomme ich dann Gerhard als unmittelbar von mir zu fördernden Burschen zugeteilt. Er ist einer der „schwierigsten“ Burschen in der „Gelben Gruppe“. Er hat Seh-, Geh- und generelle Bewegungsstörungen. Außerdem wissen wir nie, was er eigentlich aufnimmt und was nicht, da er nur ein „Grunzen“ von sich gibt. Zusätzlich hält uns seine ständige Kau- und Eßlust auf Trab. Ich beginne nun mit ihm, Körperkontakte einzuüben: Ich halte seine Hand und lasse ihn meine fühlen. Als Gerhard dabei einige Male lächelt, bin ich sehr zufrieden. Ich gehe mehr als gewöhnlich mit ihm spazieren und lehre ihn, al-

lein auf dem WC sein Werk zu verrichten. Alles ist natürlich nur in Zusammenarbeit mit den anderen Mitarbeitern der Gruppe möglich.

Ich habe in acht Monaten Behindertenarbeit sehr viel gelernt, das ich sonst wahrscheinlich nirgends gelernt hätte. Ich habe gemerkt, daß ein Behinderter genauso Mensch ist wie ich. Er freut sich, hat Angst, spielt gern, isst, trinkt, macht auch Dummheiten und ist auch fähig zu Kontakt und zu einer Beziehung im entsprechenden Rahmen.

Ich blicke heute zurück auf acht wertvolle Monate, die mir die „Gelbe Gruppe“, die Burschen, die Mitarbeiter und das Evangelische Diakoniewerk im gesamten, ermöglicht haben. Ich glaube, daß es heute mehr denn je der Verständigung zwischen den Menschen und besonders zwischen „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ bedarf. Der Zivildienst so gesehen ist eine Möglichkeit, damit zu beginnen.

Hannjürg Neundorfer

Eine Glaubensschule der Pfarrei

Die Sorge um den Glauben ihrer Mitglieder ist jeder Gemeinde aufgetragen. Sicher geschieht das Entscheidende in der Verkündigung und im Gottesdienst. Darüber hinaus sind aber heute verschiedenste „gemeindekatechetische“ Versuche notwendig, um die Menschen zu einem vertieften Glauben hin- und aus der Sprachlosigkeit in Glaubensfragen herauszuführen. red

Idee

Die Pfarre braucht eine Art Christenlehre. Die Sonntagspredigt ist durch ihren liturgischen Charakter nicht für eine umfassende Wissensvermittlung geeignet, sie gibt keine Möglichkeit des direkten Nachfragens und des Gesprächs der Teilnehmer. Sie ist innerhalb einer anspruchsvollen liturgischen Handlung.

Als Fernziel stand uns (dem Pfarrer und einigen Mitgliedern der Pfarrei) eine stän-